

CXIV	Franz Kafka	531
CXV	Franz Kafka	534
CXVI	Hitler	541
CXVII	Schluss	543
Literaturverzeichnis		545
Dank		551

I.

Wenn kleine homogene Gruppen, Familien etwa oder Freunde, auf ihrem Weg durchs Leben über das Wurzelholz der Stichwörter stolpern, bekommt man ausgesprochen Ähnliches zu hören. Ein paar Stichwörter nur – zu welchem Thema auch immer – und die kleine Gruppe ist sich spontan einig in ihrem Zorn, in ihrer Freude, mitunter auch in ihrer Zuneigung. Interessant ist, dass sich diese Beobachtung vom Kleinen ins Große übertragen lässt. Ganze Völker reagieren mitunter einstimmig, wenn sie an Ereignissen aus Vergangenheit und Gegenwart anstoßen. Grund für die weitgehende Übereinstimmung ist das kollektive Bewusstsein, in das jeder eingebunden ist – man kann auch sagen: in dem jeder verhaftet ist.

Manche Ereignisse sind so dramatisch, dass sie sich von selbst in das kollektive Gedächtnis einbrennen und von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden; manchmal als Erzählung, manchmal nur als Grundgefühl, als Basso continuo, der die Menschen von da an prägt und steuert. Es gibt aber auch Ereignisse, die der Vermittler bedürfen. Dabei nehmen einzelne Persönlichkeiten einen vielleicht nur dünnen Faden der Überlieferung auf und machen diesen zur Richtschnur ihres Lebens. Wenn diese Einzelnen Charisma haben, in einem Ausmaß, dass sie jeder Begegnung ihren Stempel aufzudrücken vermögen, dann kann das einen Stein ins Rollen bringen, der nicht mehr aufzuhalten ist.

Das Problem in diesem Zusammenhang: Die Personen, die Ereignisse werden auf dem Weg ins kollektive Gedächtnis vielfach gebrochen und gebogen. Jede Generation ist daher vor die Aufgabe gestellt, das kollektive Bewusstsein in dem einen oder anderen Punkt nachzujustieren. Eine schwierige Aufgabe. Es ist im Großen, was im Kleinen der Versuch ist, mit Daumen und Zeigefinger eine eingerostete Schraube zu lösen. Vom Gelingen dieser Aufgabe hängt allerdings viel ab. Manchmal alles.

II.

Eine Person, die in ihrer Relevanz für uns Europäer gar nicht überschätzt werden kann, ist Sokrates. Es ist schwierig, sich von

ihm ein zutreffendes Bild zu machen. Wir kennen ihn nur aus den Zeugnissen anderer. Er selbst hat ganz bewusst nichts Schriftliches hinterlassen. Sokrates misstraut der scheinbaren Klarheit des geschriebenen Wortes. Er meint, dass der Funke der Erkenntnis, wenn überhaupt, am ehesten im mündlichen Dialog aufflackern kann. Schriftlichkeit dagegen berge die Gefahr, in die Irre zu führen. Sokrates, wörtlich: »Eine schriftlich verfasste Rede schweift gleichermaßen unter denen her, die sie verstehen, und unter denen, für die sie nicht geeignet ist; sie versteht nicht, zu wem sie reden soll und zu wem nicht.«

Sokrates geht konsequent seinen eigenen Weg und wird deshalb im Jahr 399 vor Christus in seiner Heimatstadt Athen vor Gericht gestellt. Er blickt dem Tod furchtlos ins Gesicht. Anstatt um Gnade zu bitten, anstatt um sein Leben verzweifelt zu kämpfen, übergibt er seinen Richtern sein Leben geradezu gleichmütig; in seiner Sorglosigkeit und seiner Ungezwungenheit, aber auch in seinem gegen den Strich gekämmten Ernst einem Wanderer vergleichbar, der, vom Wintereinbruch überrascht, seine Jause unter die Tiere des Waldes verteilt. Davon, dass Richter, die ungerecht urteilen, keinen Gehorsam verdienen, Flucht und Revolte in einem solchen Fall durchaus angemessen wären, will Sokrates nichts wissen.

Die Menschen der griechisch-römischen Antike neigen in ihrer Mehrheit dazu, Philosophen nicht allzu ernst zu nehmen. Ein Graffito in einer öffentlichen Latrine im antiken römischen Ostia, das einen Philosophen zeigt, der einem auf dem Abort Sitzenden erklärt, was in der gegebenen Situation zu tun ist, bedarf keines weiteren Kommentars. Aber wenn ein Mann wie Sokrates, eine ausgeglichene, entspannte Persönlichkeit, ein Mann, der sich im Leben behaglich eingerichtet hat, bereitwillig in den Tod geht, dann halten die Menschen, die dies beobachten, inne. Das Denken eines solchen Philosophen wird augenblicklich interessant. Sokrates' Verhalten berührt den zentralen Nerv menschlicher Existenz. Wird der Tod als Feind vielleicht überbewertet? Gewinnt das Leben seine volle Schönheit nur in der tagtäglich eingeübten Bereitschaft, sich nicht daran zu klammern? Bekommt man im Sterben etwas Entscheidendes zu fassen; etwas, das sich im Hier und Jetzt nur als leise Ahnung bemerkbar macht?

Nach der Urteilsverkündung – so überliefert es zumindest sein Schüler Platon – hat sich Sokrates mit folgenden Worten an seine Richter gewandt: »Es ist nun Zeit, dass wir gehen, ich, um zu sterben, und ihr, um zu leben. Wer aber von uns beiden zu dem besseren Geschäft hingeht, das ist allen verborgen außer der Gottheit.« Das Todesurteil gibt Sokrates die Möglichkeit, zu zeigen, dass er nicht zu jenen Philosophen gehört, die Wasser predigen und Wein trinken. Wort und Tat werden in seiner Person eins. Das Risiko, dass durch eine schmäbliche Flucht oder ein erniedrigendes Bitten um Gnade seine Seele Schaden nimmt, will er nicht eingehen.

Sokrates ist zu diesem Zeitpunkt etwa 70 Jahre alt. Manch einer wird versucht sein zu denken, Lebensmüdigkeit und Lebensüberdruß hätten aus Sokrates gesprochen. Wer so argumentiert, verkennt, dass fortgeschrittenes Alter nichts mit gesteigerter Bereitschaft zu sterben zu tun hat. Es kommt gar nicht so selten vor, dass schwer kranke junge Menschen das Leben leichter loslassen können als schwer kranke alte Menschen. Gerade wenn im Alter der Tod nach dem Leben greift, kann sich das Leben noch einmal in einem besonderen Glanz zeigen.

Ein Mensch wie Sokrates wird nicht vergessen. Sokrates regt die Fantasie an. Man vergleicht sich zum eigenen Nachteil mit ihm. Man versucht, zu den Quellen seiner Standhaftigkeit, seiner Kraft und seiner Gelassenheit – seiner Leichtigkeit – vorzudringen. In der Erinnerung, die weitergegeben wird von Generation zu Generation, verformt sich zwar eine Ausnahmepersönlichkeit wie Sokrates, passt sich neuen Ereignissen und Epochen an – bleibt aber in ihrer Substanz vorhanden. Mitunter lassen sich sogar Menschen und Völker, die in ganz anderen Traditionen stehen, von einer solchen Persönlichkeit sehr beeindruckt werden.

III.

Die Bürger Athens sind um das Jahr 400 vor Christus gezwungen, sich auf eine sehr unangenehme Situation einzustellen. Sie müssen eine schwere Niederlage verdauen. Athen ist Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. fast so etwas wie eine Weltmacht gewesen. Dieser Status ist aber Ende des Jahrhunderts verspielt, nachdem Athen in

einem dreißigjährigen Ringen einer Koalition von Gegnern unterlegen ist. Die Niederlage ist total. Kurzfristig steht sogar die Drohung im Raum, dass die Sieger die Stadt vollkommen zerstören und die Einwohner in die Sklaverei verkaufen.

Sokrates hat den Glanz der Jahrhundertmitte miterlebt. Niemand ist berufener als er, Vergleiche zu ziehen. Sokrates hat sich nichts vorzuwerfen. Er hat sich als Soldat und Politiker bewährt. Den Niedergang der Stadt beobachtet er aufmerksam. Ihm fällt auf, wie sehr der lange Krieg, die Leiden, die vergebens erbrachten Opfer, die Menschen verändert haben. Nicht nur die Menschen selbst sind verändert, auch die Inhalte, mit denen sie ihre Begriffe füllen, sind teilweise andere geworden. Unter Frömmigkeit, Tapferkeit und Tugend wird nicht mehr dasselbe verstanden wie zu Beginn des Krieges. Das sorgt für Verwirrung. 300 Jahre lang schienen diese Begriffe abschließend geklärt. Was Homers Epen, die Ilias und die Odyssee, darüber aussagten – das galt. Doch nun ist guter Rat teuer.

Sokrates legt seine Finger in diese Wunde. Das macht ihm nicht nur Freunde. Da sind einmal all jene, die in irgendeiner Form von den alten Gewissheiten leben und profitieren, dann all diejenigen, die spüren, dass der Boden unter ihren Füßen ohnehin schon brüchig ist und die jetzt nicht auch noch letzte Gewissheiten über die Götter und eingefahrene Verhaltensmuster in Frage gestellt wissen wollen. Die Art und Weise, wie Sokrates vorgeht, verärgert zusätzlich. Sokrates verwickelt unzählige Menschen in Diskussionen, lässt sie reden, hört zu – scheinbar wohlwollend –, verunsichert aber gezielt durch sein konsequentes Nachfragen. Selbst äußert Sokrates keine dezidierte Meinung, nur ganz indirekt nimmt er Stellung. Die Methode gefällt. Sokrates findet Nachahmer. Viele, ganz bestimmt auch Unberufene, maßen sich jetzt an, alles in Frage zu stellen. Wahrscheinlich ist es dieser Umstand, der die Stadtväter zur Tat schreiten lässt. Leicht fällt es ihnen nicht. Sokrates ist beliebt, er ist ein stadtbekanntes »Original«; frech und witzig, ein guter Unterhalter. So meint er, auf das unverträgliche Wesen seiner Frau Xanthippe angesprochen: »Ich habe diese Frau ganz bewusst geheiratet, denn ich weiß, wenn ich sie ertrage, kann ich jeden Menschen ertragen; diese Ehe ermög-

licht mir sozusagen Gemeinschaft mit dem Rest der Menschheit.« Dass in diesem Statement, so wie in wahrscheinlich fast jedem Statement Sokrates', ein tiefer Ernst mitschwingt, ist vermutlich im Gelächter der Zuhörer untergegangen. Sokrates verzichtet konsequent auf den erhobenen Zeigefinger. Seinen Ernst versteckt er mit Vorliebe im Dickicht scheinbar belangloser Alltagserzählungen. Er überlässt es seinen Zuhörern, diesen Erzählungen auf die Schliche zu kommen. Sokrates ist überzeugt davon, dass die Fähigkeit des Menschen, echte Erkenntnis zu gewinnen, äußerst begrenzt ist. Nichtwissen kennzeichne den Menschen. Deshalb rät Sokrates, den Ball flach zu halten, rät, mit Demut an jede Frage, und sei sie scheinbar auch noch so einfach zu beantworten, heranzugehen.

Trotz dieser Fähigkeit, die Lacher auf seine Seite zu ziehen, wird Sokrates im Frühling 399 wegen Gottlosigkeit und Verführung der Jugend angeklagt. Das bedeutet echte Gefahr. Äußerste Vorsicht wäre angebracht. Sokrates müsste sich vor dem Geschworenengericht mit seinen 501 Richtern einsichtig zeigen – Reue heucheln. Tut er aber nicht. Dafür wird er bestraft. Er wird knapp schuldig gesprochen. Im nächsten Prozessschritt geht es um das Strafmaß. Die Ankläger beantragen die Todesstrafe. Das Prozessrecht gibt Sokrates die Möglichkeit, diesbezüglich einen Gegenantrag zu stellen. Spätestens jetzt – sollte man meinen – ist der Moment gekommen, vom hohen Ross herunterzusteigen. Sokrates müsste für sich selbst eine so hohe Strafe vorschlagen, dass die Richter sich zumindest ernst genommen fühlen. Nur so, durch Demutsgesten, könnte er den Befürwortern der Todesstrafe noch den Wind aus den Segeln nehmen. Doch Sokrates denkt nicht daran, auf die Befindlichkeit der Richter Rücksicht zu nehmen. Stattdessen stellt er den Antrag, ihn nur mit einer geringen Geldstrafe zu belegen – in diesem Zusammenhang: eine echte Provokation. Andere Quellen berichten sogar, er habe für sich, statt einer Strafe, höchste Ehren gefordert. Wie auch immer, jetzt ist das Urteil schnell gesprochen. Sokrates wird von der großen Mehrheit der 501 Geschworenenrichter zum Tod verurteilt. Ohne viel Aufhebens zu machen, leert Sokrates zum vorgeschriebenen Zeitpunkt den Giftbecher. Sokrates' Leichtigkeit wiegt schwer im Rucksack der Selbstgerechtigkeit – manch ein Richter wird sein Urteil umgehend bereut haben.

IV.

Noch einmal kurz zu Homer. Homer hat den Männern der klassischen Antike, die sich an seinem Opus magnum orientiert haben – und das haben sich mehr oder weniger alle – ein folgenschweres Ei gelegt. Es geht um die Frage, was ein Mann mit seinem Leben anfangen soll. Homers Achill gibt die Richtung vor. Achill will »immer der Erste sein und sich auszeichnen vor den anderen«. Dieser Satz ist Dogma für die Männer der klassischen Antike. Daran wird jahrhundertlang nicht gerüttelt. Die Männer träumen von klein auf davon, in die Fußstapfen Achills zu treten. Viele sind geradezu besessen vom Gedanken, »Erster« zu sein. Die Konsequenzen daraus sind verheerend, denn diese Einstellung bedeutet ständig Kampf, ständig Krieg, achselzuckend in Kauf genommen. Während der Gedanke vom eigenen Nichtwissen lange brauchen wird, um Abnehmer zu finden, findet die Vorstellung von der Notwendigkeit, sich wie Achilles die Spitzenposition zu erkämpfen, überall dort, wohin die griechische Kultur ausstrahlt – besonders auch auf der italischen Halbinsel – ein begeistertes Publikum.

V.

Etwa zur gleichen Zeit, als Sokrates hingerichtet wird, erobert und zerstört die mittelitalische, latinische Regionalmacht Rom die etruskische Nachbarstadt Veji. Der römische Befehlshaber, der Dictator Camillus, verspricht für den Fall des Sieges, dem Gott Apollon im griechischen Delphi, dem Hauptheiligtum der Griechen, ein Zehntel der Kriegsbeute zukommen zu lassen. Nach Einnahme der Stadt hält Camillus Wort und lässt einen großen goldenen Mischkrug nach Delphi bringen. Rom fühlt sich also schon am Anfang des 4. Jahrhunderts dem griechischen Kulturkreis zugehörig und wird dort auch akzeptiert.

Die Römer schwimmen seit dem ausgehenden 4. Jahrhundert auf der Erfolgswelle. Im Krieg gegen Veji haben die Römer noch einen Frieden in der primitivsten Form gemacht. Nach dem Sieg wird die Stadt zerstört und die Bevölkerung versklavt oder getötet, das eroberte Territorium von römischen Bauern besiedelt. Hätten die Römer in dieser Form weitergemacht, hätte sich nicht das große

und stabile Staatswesen entwickeln können, über das man heute noch staunt. Auf der italischen Halbinsel gibt es im fünften und vierten Jahrhundert vor Christus eine Vielzahl kleiner Machtzentren, die sich gegenseitig das Leben schwer machen. In diesem beständigen Ringen entwickeln die Römer in dem Moment ein Übergewicht, in dem sie sich dafür entscheiden, eine zweigleisige Außenpolitik zu fahren. Flankierend zum Krieg wird jetzt echt Politik gemacht. Nach dem Sieg im Krieg wird der Unterlegene nicht mehr vernichtet, sondern in ein fein austariertes politisches System eingebunden.

Solange die Römer stammesverwandte Latiner als Gegner haben, gestaltet sich diese Einbindung relativ einfach. Wenn eine benachbarte Latinergemeinde bezwungen ist, machen die Römer die Besiegten zu Klienten eines der mächtigen römischen Adelsgeschlechter. Damit sind die Besiegten in die römische Gesellschaft voll integriert. Für den römischen Adel macht es Sinn, seine neuen Klienten fair zu behandeln. Das Klientelverhältnis funktioniert über wechselseitiges Geben und Nehmen. Der adlige Patron hat die Interessen seiner Klienten im Auge zu behalten, hat Rahmenbedingungen zu schaffen, innerhalb derer die Klienten bestmöglich leben können. Das geht so weit, dass der Patron seine Klienten vor Gericht vertritt oder ihnen in einer materiellen Notlage unter die Arme greift. Im Gegenzug kann der Patron erwarten, dass sich die Klienten seinen Interessen dienstbar machen, wo und wann immer nötig. Hauptaufgabe der Klienten ist die Unterstützung des Patrons in seinen politischen Ambitionen. Die Klienten wählen geschlossen ihren Patron, wenn sich dieser um ein Amt bewirbt und stimmen in der Volksversammlung geschlossen für Gesetzesvorlagen, die ihr Patron einbringt. Bei öffentlichen Auftritten des Patrons haben die Klienten eine Menschentraube um ihn zu bilden, damit die Bedeutung des Patrons allen vor Augen geführt werden kann. Außerdem wird es gern gesehen, wenn Klienten, die vor Ort wohnen, in aller Früh vorbeischaun und dem Patron einen guten Morgen wünschen. Was genau der Klient seinem Patron schuldet und umgekehrt der Patron seinem Klienten, ist Teil des Gewohnheitsrechts. Es bemisst sich nach der »fides«. Die Fides – nur unzureichend übersetzt mit »Treue« – legt die Römer auf ein Verhalten fest, das unter Würdigung aller Umstände angemessen ist. Fides

ist der Kitt der römischen Gesellschaft. Solange Übereinstimmung herrscht, wie fides inhaltlich zu füllen ist, kann sich der römische Staat die Fähigkeit, innenpolitische Konflikte zu lösen, bewahren.

Die Integration der stammesverwandten Latiner in den römischen Staat gestaltet sich erfolgreich. Die Latiner machen sehr bald die römische Sache zur eigenen. Schwieriger gestaltet sich die Integration von Städten und Völkern, die in Sprache und Kultur fremd sind. Die Römer operieren auch hier mit dem Bürgerrecht. Nach erfolgter Unterwerfung werden auch die Stammesfremden zu römischen Bürgern gemacht. Großzügig! – könnte man meinen. Doch dieses »Geschenk« hat einen Schönheitsfehler. Das Bürgerrecht, das die Fremdstämmigen erhalten, wird mit einer entscheidenden Einschränkung verliehen: Die Neubürger haben kein Stimmrecht in der Volksversammlung. Die Enttäuschung der Neubürger darüber hält sich allerdings in Grenzen. Sie wollen ohnehin vorerst keine Römer sein. Ein erster Schritt hin zur vollständigen Integration ist damit aber trotzdem getan.

Die Bürger ohne Stimmrecht müssen in der römischen Armee dienen, die Listen der Wehrfähigen werden in Rom geführt. Abgesehen davon wird die traditionelle innenpolitische und kulturelle Ordnung der Neubürger nicht angetastet. Auf diese Weise können sogar große, kulturell fremde Städte in den römischen Staatsverband integriert werden, ohne dass Rom Gefahr laufe, von der großen Zahl der Neubürger an die Wand gedrückt zu werden. Naturgemäß müssen die Neubürgergemeinden auf eine eigene Außenpolitik verzichten. Es braucht viel Fingerspitzengefühl von Seiten der römischen Elite, dass ehemals große, bedeutende Städte wie beispielsweise Capua bereit sind, gerade diese Kröte zu schlucken. Der römischen Elite gelingt es über mehrere Jahrhunderte, dieses politische Fingerspitzengefühl aufzubringen. Hilfreich ist, dass die Bürger ohne Stimmrecht bei der Beuteverteilung nach militärischen Auseinandersetzungen den Altbürgern gleichgestellt sind. Die gemeinsamen Kriege, die gemeinsamen Siege, darüber hinaus das wache Gespür der römischen Aristokratie für die wirklich wesentlichen Interessen der Führungsschichten der Neubürgergemeinden führen mittelfristig zur Identifikation der Neubürger mit dem römischen Staat, langfristig zum dringlich

vorgebrachten Wunsch der Bürger ohne Stimmrecht, das römische Vollbürgerrecht zu erhalten. Die Römer sind nicht taub auf diesem Ohr und entsprechen dem früher oder später; ein gutes Beispiel dafür, dass Integration über Großzügigkeit gelingt.

Alle übrigen Städte und Völker, die nach römischem Dafürhalten für das Modell »Bürger ohne Stimmrecht« nicht in Frage kommen, müssen es sich im Lauf der Zeit gefallen lassen, »römische Bundesgenossen« zu werden. Die einzelnen Bundesverträge sind unterschiedlich ausgestaltet – je nachdem, ob das Völkerrechtssubjekt sich freiwillig den Römern angeschlossen hat oder ob man es hat niederringen müssen. Im letzteren Fall sind die Vertragsbedingungen entsprechend hart. Auf jeden Fall müssen die Bundesgenossen aber Rom die Verfügungsgewalt über ihr militärisches Potential überlassen. Dieser Punkt ist nie verhandelbar. Aber darüber hinaus mischt sich Rom auch in die inneren Verhältnisse der Bundesgenossen nicht groß ein; kann das auch gar nicht, weil der dafür notwendige bürokratische Apparat schlicht nicht vorhanden ist. Aber Rom hat durchaus Erfolg damit, diese Nichteinmischung als Großzügigkeit zu verkaufen.

VI.

Damit dieses System abgestufter Beziehungen funktionieren kann, muss hinter den schönen Worten, die die Verträge ausschmücken, gut sichtbar militärische Macht stehen. Die Römer nutzen jeden Sieg, um ihr militärisches Potential auszubauen; zum einen mit der bereits erwähnten Inanspruchnahme der Truppen der Neubürger und der Bundesgenossen, und zum anderen mit der gezielten Gründung von Kolonien. Diese Kolonien werden auf Gebietsstreifen, die die Besiegten im Friedensvertrag abtreten müssen, angelegt. Auf diesem Land, das oft sehr weit entfernt von Rom in unmittelbarer Nachbarschaft von noch ressentimentgeladenen »Bundesgenossen« liegt, können sich römische Habenichtse ansiedeln und sich eine Existenz aufbauen. Diese Kolonien sind Roms Frühwarnsystem, Wachtürme in noch ungesichertem Gebiet. Entsprechend viel Wert wird auf die militärische Schlagkraft der Kolonisteneinheiten gelegt, schließlich dauert es seine Zeit, bis im Konfliktfall Hilfe aus Rom kommen kann. Eine so exponierte Situation erzwingt